

Die drei letzten Tage

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 4

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

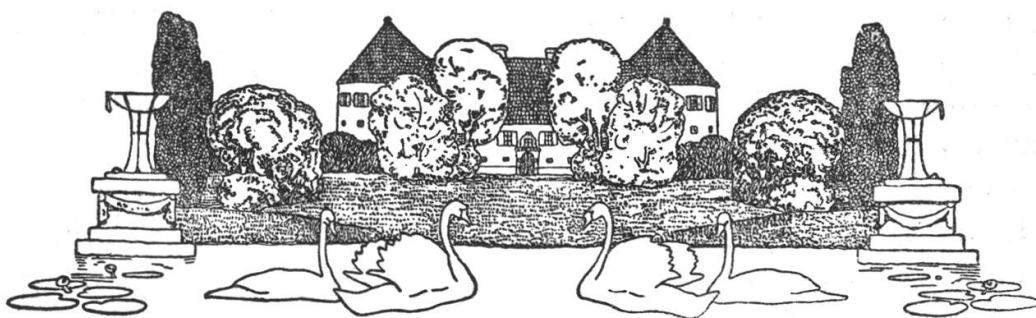
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

storbenes duldet und von deren Schönheit meine Seele voll ist wie eine Harfe voll leise klingender silberner Saiten und unerschöpflicher Melodien:

„Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.
Unter demselben Blau, unter dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.“

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns! Ihnen, mir,
uns allen, die gleiche strahlende, goldene Sonne. Dankbar will ich dessen
gedenken, während ich Ihnen einen Gruß übers Meer hinübersende,
und wie immer verbleibe ich der Ihrige.



Die drei letzten Tage.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Den 29. Dezember.



Sonderbar — jetzt fließt mein Blut wieder rasch und warm,
mein Herz klopft lustig wie in jungen Tagen, mein
harter Schädel denkt sich die butterweichsten Sachen
aus — kurz, mir macht das Leben wieder Spaß, seit-
dem ich — unwiderruflich — beschlossen habe zu sterben.

Ich betrachte jeden, dem ich begegne und der mich mit einem Auf-
wand von allen möglichen Gefühlen begrüßt, auf das dumme Gesicht
hin, das er schneiden wird, wenn er in drei Tagen hört: der Albin
Rodiner ist tot — erschossen — Selbstmord.

Wie sie sich wundern, wie sie raten, wie sie sich freuen werden!
Besonders freuen! Alle die, denen mit meinem Tod ein Gefallen ge-

schiebt — vom Reporter, dem ich in dieser mageren Festzeit einen fetten Bissen verschaffe, bis herauf — (oder soll ich lieber sagen — bis herunter?) zu den Herren Kollegen, denen ich nun keinen fetten Bissen mehr weg schnappe!

Da ist erstens der Michael Meyer. Der wird an meiner Stelle Akademiedirektor. Eigentlich möcht' ich's einem andern lieber gönnen — aber schließlich — es ist schon gleich wer von den Schafsköpfen im deutschen Reich die Kunst amtlich patentiert bekommt. Viel Schaden können sie ja nicht anrichten; denn wer nur ein bißel was ist, der macht sich beizeiten frei von den heiligen Hallen der Akademie.

Also der Michael Meyer wird grinsen, über sein ganzes Gesicht, und eine Leichenrede wird er mir halten so schön und so flach wie seine kitschigen Porträts. Und dann wird er das bißchen Freiheit und Selbständigkeit, das ich in die Akademie eingeschmuggelt, kraft seiner Amtsgewalt schleunigst hinauswerfen und mit ihnen die Möglichkeit, daß doch der eine oder andere etwas bei uns lernt. Na, mir soll's gleich sein — ich hab' ja auf dem Platz auch nichts Rechtes leisten können.

Zum andern freuen sich die Kunsthändler — mit und ohne Salon. Einmal werden sie eine Ausstellung haben, in die die Leute hineinreden ohne besondere Nötigung; denn die Bilder eines geselbstmordeten Malers sind viel interessanter als die eines gesund sein Bier trinkenden; ferner werden die Preise für Albin Rodiner steigen — so wie ich meine snobischen Mäcene kenne — bis ins Unwahrscheinliche steigen. Es macht sich doch so gut, wenn man vollgepfropft mit getrüffelten Bekassinen, die in einem kleinen Pommery-Mazensee schwimmen, auf ein Bild deuten kann und mit leicht umflorter Stimme (nach solchen Dinern ist die Stimme meist leicht umflort) dem Gast erklären: Ein echter Rodiner — Sie wissen doch — hat sich erschossen — plötzliche Geistesumnachtung — kein Mensch konnte es sich erklären — ja diese Künstler — unbegreiflich!

Sie haben vollkommen Recht, mein Herr Kommerzienrat, ich mache Ihnen, die Zukunft vorausnehmend, eine Geisterverbeugung. Es ist unbegreiflich. Ein Mann in der Blüte seiner Jahre, der schaffenskräftig ist und dies in vielen Werken, leider sehr vielen, viel zu vielen — beweist, ein Mann, der seine Brust mit Orden bedecken kann, wie ein Kammerherr an einem gastlichen Hofe, ein Mann in einer Staatsstellung, vom höchsten Wohlwollen lieblich beschienen, dem die Frauen zu geheimen Sitzungen bereit sind — ein Mann — last not least — ohne Schulden. Und der bringt sich um? Warum? Ja, mein verehrter Herr Kommerzienrat, es muß eben doch noch Konflikte geben, die man an der Börse nicht lösen kann, Dinge, die sich weder berechnen, noch überhaupt in Zahlen fassen lassen. — Was sagen Sie, Herr Kommerzienrat? Stup, sagen Sie? Ihr Standpunkt. Aber ich kann Ihnen nicht helfen — es sind eben leider oft die

Dinge, die Sie mit Stup bezeichnen, an denen ein Mensch meiner Art zugrunde geht.

Drittens freut sich Hans Rainer, der liebe Kerl. Denn ich habe in meinem Testament bestimmt, daß er mir ein Grabdenkmal setzen soll — und 20,000 Mark dafür ausgeworfen. Das wird den Jungen bekannt machen, und er verdient's, denn er ist das, was meine Kollegen an der Akademie samt und sonders nicht sind — ein echter Künstler. Warum ich dem Rainer im Leben nicht besser geholfen? Weil er's nicht wollte, der Eigensinn! Frech ist er mal gegen mich geworden, so frech, daß ich ihn rauswerfen mußte — das war ich meiner Würde als Akademiedirektor schuldig. Aber da er Recht hatte, mit jedem Worte Recht, soll er mein Grabmal schaffen. Im Tode ist's leichter sich zu bekennen als im Leben. Freu dich, Hans Rainer!

Bin ich nun fertig mit denen, die sich über meinen Tod freuen? Ich denke es, wenn ich noch die vielen Jungen und die paar Alten rechne, die sich sagen: der Rodiner wenigstens nimmt uns keinen Platz an der Sonne mehr weg, und noch die Kritiker, die nun ungefährdet nachweisen können, daß ich nichts war, oder daß mein Talent verflachte, oder sonst so was billig Richtiges. Vielleicht geraten sich auch zwei Skribenten um meinetwillen in die Haare und werden dadurch beide bekannt.

Nehmt alles nur in allem — es ist eine ganze Schar Menschlein, für die mein Tod ein Glück bedeutet. — Wie tröstlich!

Und Schmerz? Ist da nur einer oder eine? Eine echte Träne?

Ich habe keine Freunde! Nur Bekannte! Die weinen nicht.

Und Freundinnen? Zu viele, als daß eine wirklich leiden könnte. Die Resi vielleicht? Manchmal war mir's, als lebe in diesem göttlich schönen Körper fast so etwas wie eine kleine Seele. Aber, aber — sie hat dem Hans Rainer manchmal einen so seltsamen Blick nachgesandt, wenn er in seiner kräftigen Schlankheit durchs Zimmer ging. Nein — die Resi weint nicht. Das heißt, sie wird heulen — solche Mädels heulen leicht — aber weinen —. Ich hab' mal Tränen bei einer Frau gesehen — die kamen aus der Tiefe und lagen lange in den Augen, ehe sie heiß und still niedertropften —. Und die so weinte — weinte um mich —. Nicht daran rühren — Albin! Nicht daran rühren —.

*

*

*

Den 30. Dezember.

Ich bin heute morgen der schönen Frau Ines begegnet. Sie führte ihren neuen Blaufuchsmantel im Tiergarten spazieren. Wie sie mich sieht, stürzt sie auf mich los. „Teurer Meister“. Es ist auch ein Segen des Todes, daß einen dann kein Mensch mehr: „teurer Meister“,

anredet. Die schöne Ines wollte wieder mal von mir gemalt sein. Im Blaufuchs wahrscheinlich. Na, ihr Mann kann sich's ja leisten. Zweimal hat er schon dreitausend Mark in meine Malerhände gelegt. Das dritte Mal wird er's nicht tun. Wer wird mich bei ihr ersehen? Hoffentlich ein junger Kerl, der durch sie sein Glück macht, denn das Lancieren versteht die Gnädige. Nur an ihr hängen bleiben darf man nicht und sie nicht ernst nehmen, wie der kleine Bildhauer im letzten Winter, der sich einbildete, in Berlin W. W. liebe man dauerhaft. Er schoß sich eine Kugel durch den Kopf. — Dummer Junge!

Ob man hinter meinem Tod auch eine solche Dummheit wittern wird? Ich glaube es nicht. Ich bin zu sehr als Lady killer bekannt — das schützt. Komisch — unsereins bekennt sich lieber als zu einer Sentimentalität zu einer Gemeinheit. Es ist männlicher!

Herrgott, wie mir ekelt! Ekel vor diesem Snob in englischen Fracks und Pariser Toiletten! Ekel vor ihrer Kunstbegeisterung, die sich nach dem Scheckbuch richtet, Ekel vor uns Künstlern, die wir besagtes Scheckbuch anbeten. Ekel vor den Orden, Ekel vor dem, was sie uns verschaffen — vor der Kunst, wie wir sie betreiben!

Da ist es heraus — mein Lebensbekenntnis — Ekel, Ekel, dreifacher Ekel —.

Am Abend.

Es hilft nichts! Ich finde keine Ruhe, wenn ich nicht — — davon — schreibe. Den ganzen Tag läuft es hinter mir her und tuschelt in mein Ohr, dieses zudringliche Ding, das ganz plötzlich erwacht ist und mich heßt, heßt — mein Gewissen.

Ich habe die Stimme ersticken wollen, betäuben, verhöhnen, ableugnen — ich habe hier geschwätzt von den kleinsten und geschmacklosesten Dingen — aber das eine einzige habe ich nicht geschrieben, das was meinem Leben ein Ende macht, die Stimme, die mich aus dem Grabe ruft, die zu mir herüberschallt aus der Ewigkeit mit dröhnender Gewalt, die Stimme, die, als sie noch auf Erden klang, einen so leisen, bescheidenen Ton hatte, die Stimme Marias!

Maria! Du mein süßes, mein herrliches Weib! Du meine weiße Blume! Zwanzig Jahre lang habe ich gestrebt, Dich zu vergessen, habe ich meinen Gedanken verboten Dich zu grüßen, habe ich Dich an jedem Tag gekränkt und beschimpft durch mein Leben und mein Schaffen. Nun kommst Du und holst Dir die Seele heim, die Dir gehört, die sich nicht von Dir lösen konnte, trotz alledem.

Ich sehe wieder die duftigen Schatten sich senken, wie an jenem Abend, als ich Überseliger Dich zum erstenmal in meinen Armen hielt! Wie es kam, daß Du, sprödes Ding, Deine Liebe offenbartest?

Die Ausstellungskommission hatte meine Bilder zurückgewiesen — sie waren ihnen zu revolutionär. Auch von Deiner und Walters Kunst wollten sie nichts wissen. Ihr beide trugt es mit Lachen, Ihr glaubtet an Euch und ward stark in Euch. Aber mich hatte das Urteil zu Boden geworfen. Ich brannte nach Erfolg, ich litt unsagbar an der Enttäuschung. Das wußtest Du und darum kamst Du zu mir. Wie hast Du mich getröstet, wie innig mir zugeschworen, daß Du an mich glaubst. In dieser Stunde fand ich Deine Liebe.

Maria — ich hatte schon geliebt, ich habe später wieder geliebt, im Sinnenrausch und tiefer — aber so nicht — wie damals in Deinen Armen, in Deiner keuschen und doch so heißen Hingabe — so nicht, Maria!

Dann kam die Trennung. Walter und Du, Ihr ginget nach Paris, das Eurer Kunst nötig war, mich führte eine Empfehlung nach Berlin. Ihr seid Euch im Schaffen treu geblieben und habt's zu nichts gebracht — ich wurde ein Modemaler und Akademiedirektor.

Wiedergesehen haben wir uns nicht. Unsere Briefe führten uns auseinander; denn als Du erst begriffen, daß ich nicht der Kunst, daß ich dem Erfolg diene, da gabst Du mich verloren.

Und ich? Mir hangte davor, das schlanke, schlichte Malermädel, dem die Augen so ernst im Kopf standen und dessen Sinn so unbiegsam gerade gewachsen war, in meine parfümierte Berliner Welt einzuführen. Ich ließ Dich gehen —.

Auch Walter schrieb nicht mehr. Die Zeit verwischte Eure Bilder, und nur selten einmal träumte ich von Maria.

Dann allerdings, dann waren mir ein paar Tage lang die Dinge meiner Welt zuwider —.

Dann dachte ich an Dich und jene ferne Zeit, und eine Sehnsucht stieg in mir auf nach einer Liebe wie die Deine, nach einer Geistestreue wie die Deine — nach Dir — Maria —.

Aber der brausende Strom, an dessen Ufern ich lebe, überrauschte das Sehnen, das weich und demütig war wie Deine Stimme in der Stunde der Liebe, und ich vergaß Deiner wieder.

Doch nun, Maria, will ich an Dich denken ohne Scham und ohne Widerspruch, hingeben will ich mich der Erinnerung an Dich, wie ich mich einst Deiner süßen Innigkeit hingab — denn ich habe Dein Bild gesehen, und ich kann nun nie mehr ohne Dich sein — Maria —.

Den 31. Dezember.

Dein Bild auf dem Totenbett! So sah ich Dich wieder, die von mir schied, stark und schön und leuchtend wie die Sonne.

Am Weihnachtstag erhielt ich es. Aus einem verlorenen Winkel kam die große Kiste. Als ich sie verwundert öffnete, fiel mir ein Brief in die Hand: „Der Maler Walter Wieland bestimmte in seinem Testament, daß sein Ölgemälde „Tod der Armen“ nach seinem Ableben in Ihre Hände übergehen sollte 2c. 2c.“

Betroffen von dem Tode eines alten Kameraden, an den ich schon seit Jahren nicht mehr dachte, der mir aber einen letzten Gruß sandte, packte ich das Bild aus. Was mochte Walter zu diesem Geschenk veranlaßt haben? Wollte er mir zeigen, daß er doch etwas konnte, obgleich die Welt nichts von ihm wissen wollte — oder —.

Die letzten Hüllen fielen. Ich trug das schwere, große Ding, ohne es vorher zu betrachten, auf eine Staffelei, die im besten Lichte stand. Dann trat ich zurück — und dann —.

Ich muß wohl laut aufgeschrien haben, denn mein Diener kam erschrocken herbeigerannt — ich winkte ihn fort.

Vor mir lag der Mensch, den ich am meisten geliebt, auf seinem Totenbett — einem Totenbett in jammervollem Elend. Es war Deine liebliche Gestalt, die sich auf der härenen Decke streckte. Deine klaren Züge, die Not und Schmerz zerstört, bis ihnen der Tod seinen Frieden und damit wieder ein wenig Schönheit geschenkt. Es war Deine Jugend, die da ermordet lag, Maria, Dein schwerer und unfruchtbarer Kampf, von dem jedes Ding in dieser Armseligkeit zeugte. Es war das ganz unsagbare, herzerreißende Elend Deines Lebens, das zu mir dem Glücklichen, dem Erfolgreichen, dem Reichen redete, der Dich und den Du geliebt, als er ein armer Unbekannter war wie Du.

Du, Du Meine, Du hast gelitten, zu Tode gelitten, während ich schwelgte.

Das Datum unter dem Bild gab das fünfte Jahr nach unserer Trennung an. Damals ging es mir schon gut — sehr gut! Und Du hast gehungert. Und der Dein Bild malte auch. Denn es ist ihm immer schlecht gegangen, dem armen, braven Walter.

Und ich! ich!

Das war die Stunde, Maria, in der Deine Qual gerächt wurde durch meine Qual.

Und dann gebar diese Stunde etwas Wunderschönes — den Gedanken Dich zu suchen, wenn es eine Ewigkeit der Geister gibt, oder Dir nachzusinken in das Nichts — Maria!

Ich schaute über die Dinge, die breit und herrschsüchtig in meinem Leben standen, und ich erkannte, daß sie mir Alle zuwider sind, schon lange, lange. Ich habe den Ekel in mir herumgetragen wie ein schleichendes Gift — er hat mir die Freude zerfressen an dem, was ich einst begehrt und überreich gewonnen.

Es bedurfte nur eines Anstoßes, und die angefaulten Säulen meines
Lebenstempels brachen morsch zusammen.

Nun aber soll der Schein in nichts zerfließen und übrig bleiben
soll mein Sein. Ihm soll sein Recht werden, das lange mißhandelte.
Und meines Lebens Sein bist Du, Maria!

Mitternacht, Silvester.

Die Glocken klingen! Sie läuten das Alte zu Grabe und grüßen
das Neue. Halleluja!

Meine Arbeit ist getan. Keiner soll sagen, daß ich meinen Posten
in Untreue verließ. Ich habe alles in Ordnung abgeschlossen, mein
Nachfolger und mein Testamentsvollstrecker haben leichte Mühe.

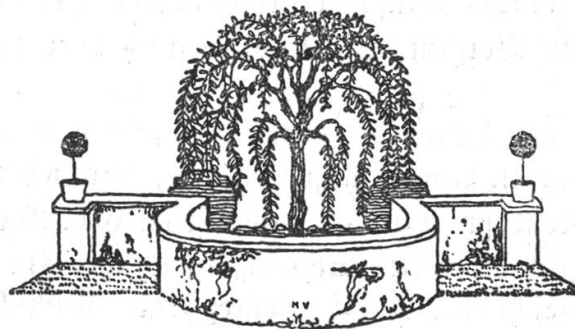
Die Flammen in meinem Kamin haben Dein Bild verglüht, Maria.
Dein Leid soll nicht von schwächender Neugier betastet werden, Dein
heiliger Leib nicht durch fremde Augen entweiht.

Ich will die Lampen löschen, und während die Glocken klingen, in
dieser ersten keuschen Stunde eines neuen Jahres will ich Dich mir
wieder erschaffen, wie Du mir einst vom Glück gegeben wurdest.

Mein Wille soll Dich bannen, daß Deine junge Schönheit vor mir
ersteht und von meiner jungen Kraft bezwungen Deine weiche, leise
Stimme in unserer seligen Umarmung stammelt: ich liebe Dich.

Dann bin ich entführt, dann bin ich Deiner wieder wert, Maria,
und dann — dann komme ich zu Dir — für alle Ewigkeit! —

Irma Goeringer.



Aus dem welschschweizerischen Geistesleben.

Von Ed. Blaghoff-Dejeune.



ine kurze Übersicht über die geistigen Vorgänge des letz-
ten Halbjahrs kann nur das Neue und Charakteristi-
sche berühren und sich bei den Neuerscheinungen, die im
traditionellen Geleise bleiben, nicht aufhalten.

Ist es schon ein schöner Beweis für die geistige
Regsamkeit unserer Welschen, daß sie zwei literarische Zeitschriften unter-
halten können, von denen eine zu den ältesten der Welt gehört, so ist es
noch erfreulicher, wenn eine derselben einen neuen Aufschwung genom-